

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schwindt, Jürgen Paul
Was ist eine philologische Frage?

Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung
Herausgegeben von Jürgen Paul Schwindt

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1943
978-3-518-29543-4

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1943

Das provokative Potential eines zu Richard Bentleys und Friedrich August Wolfs Gründerzeiten subversiv-aufklärerisch gefaßten Philologie-Begriffs scheint seit langem verbraucht. Doch es gibt Anzeichen für eine Wende. Vielleicht sogar einen »Philological turn«? In den Beiträgen dieses Bandes analysieren die wichtigsten Vertreter einer Entwicklung, die man als »Rephilologisierung« des theoretischen Feldes bezeichnen könnte, die epistemische Situation. Erörtert wird nicht nur, wieweit die Philologie auch heute noch imstande sei, theoriebildend zu wirken. Unstrittig ist auch die Voraussetzung für die neue Stärke des philologischen Paradigmas: Es ist die Wende der Philologie auf sich selbst. Deutlich werden so die Umriss einer neuen Disziplin: der Philologischen Grundlagenforschung. Mit Beiträgen u.a. von Karl Heinz Bohrer, Hans Ulrich Gumbrecht, Werner Hamacher, Friedrich Kittler und Thomas Steinfeld.

Jürgen Paul Schwindt ist Professor für Klassische Philologie an der Universität Heidelberg und seit 2000 Direktor des dortigen *Seminars für Klassische Philologie*.

Was ist eine philologische Frage?

Beiträge zur Erkundung
einer theoretischen Einstellung

Herausgegeben von
Jürgen Paul Schwindt

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1943

Erste Auflage 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-29543-4

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	11
<i>Werner Hamacher</i>	
<i>Für</i> – die Philologie	21
<i>Jürgen Paul Schwindt</i>	
Traumtext und Hypokrise Die Philologie des Odysseus	61
<i>Isabella Tardin Cardoso</i>	
<i>Theatrum mundi</i> : Philologie und Nachahmung	82
<i>Thomas Schirren</i>	
Sophistik und Philologie: Hat das Subversive auch Methode?	112
<i>Melanie Möller</i>	
Rhetorik und Philologie Fußnoten zu einer Theorie der Aufmerksamkeit	137
<i>Gerhard Poppenberg</i>	
Vom Pathos zum Logos Überlegungen zu einer Theorie figurativer Erkenntnis	160
<i>Christian Benne</i>	
Philologie und Skepsis	192
<i>Thomas Steinfeld</i>	
Skepsis. Über August Böckh, die Wissenschaft der unendlichen Approximation und das Glück der mangelnden Vollendung	211

<i>Christoph König</i> Rilkes Leser – Zur Theorie und Kritik von Interpretationskonflikten im Gedichtzyklus <i>Die Sonette an Orpheus</i>	227
<i>Karl Heinz Bohrer</i> Behaupten und Zeigen	255
<i>Hans Ulrich Gumbrecht</i> Was Erich Auerbach für eine »Philologische Frage« hielt ..	275
<i>Friedrich Kittler</i> Philologische und Homerische Frage	288
Über die Autorinnen und Autoren	305
Namen- und Sachregister	307

Vorwort

»Was ist eine Philologische Frage?«: So war die universitätsöffentliche Vorlesungsreihe überschrieben, die in den Jahren 2002 und 2003 eine Reihe von international renommierten Geistes- und Kulturwissenschaftlern an das *Seminar für Klassische Philologie* der Universität Heidelberg führte. Gottfried Boehm, Karl Heinz Bohrer, Hans-Martin Gauger, Hans Ulrich Gumbrecht, Werner Hamacher, Jochen Hörisch, Wolfgang Iser, Michael Jakob, Gert Mattenklott, Maria Moog-Grünwald und Manfred Riedel formulierten ihre Antworten aus der Perspektive ihrer Disziplinen. Neben fundierte Analysen der ›Bildungssituation‹ traten detailgenaue Interpretationen antiker und moderner Texte und Bilder. Neben theoretischen Entwürfen standen fachwissenschaftliche Fallstudien. Damals wurden Wegmarken gesetzt für eine Debatte über die Grundlagen philologischen Denkens, die seither nicht abgebrochen ist: Sie gab, in Heidelberg, den Anstoß zur Einrichtung des *Philosophisch-philologischen Kolloquiums »Literatur und Erkenntnis«* (2002), zur Stiftung des ersten deutschen Nachwuchspreises für Philologische Grundlagenforschung durch den örtlichen Universitätsverlag (2004) und zuletzt zur institutionellen Verbindung des Klassisch-Philologischen mit dem Philosophischen Seminar (2006). Deutlich aber wurde in jenen Zusammenhängen vor allem, daß es wünschenswert, ja notwendig wäre, das einmal angeregte Gespräch in konzentrierter Form fortzusetzen und das heterogene Spektrum möglicher Antworten in der Synopsis eines interdisziplinären Symposiums zusammenzuführen. Ein solcher Diskussionsrahmen schien unabdingbar, wenn von den Kontingenzen unterschiedener Fachkulturen abstrahiert werden sollte. In der Abstraktionsleistung, so dachten wir, ließe sich die Philologie nicht nur als die energetische Summe einer Reihe philologischer Praktiken darstellen, sondern wohl auch als ein Zentrum methodisch gegründeten Interesses an der Phänomenalität der umgebenden Alltagswelt beschreiben.

Damit freilich war die *Philologische Frage* längst nicht erschöpft, vielleicht noch nicht einmal wirklich gestellt. Jede sich an den zuhandenen Gegebenheiten philologischer Arbeit oder philologischen

Interesses ausrichtende Antwort unterschätzte ja die Radikalität der Fragestellung, die das philologische Fragen selbst in Frage zu stellen schien. Die Frage nach der Philologischen Frage sollte mithin nicht mehr so sehr auf das *quidproquo* einer in der Welt immer schon orientierten Aufmerksamkeitssteuerung, sondern auf die gegenstands- und welterschließenden Strukturen an und für sich zielen. Anders gesagt: Die Frage konnte nicht länger sein »Quae est philologia?«, sondern »Quid est philologia?«.

Es war 2007, im Jahr der zweihundertsten Wiederkehr seines Epochendatums, daß sich das Heidelberger *Seminar für Klassische Philologie*, die älteste geisteswissenschaftliche Einrichtung der Universität, seines unruhigen Gründergeistes, Friedrich Creuzers, erinnerte und eine kleine Gruppe von Referenten dazu einlud, die Frage nach der Philologischen Frage noch einmal und jetzt *a fortiori* zu verhandeln. Eingeladen waren wichtige Anreger der Philologie-Debatte in den letzten zehn Jahren, sie alle durch entsprechende Abhandlungen zu theoretischen Problemen der Philologie ausgewiesen. Das Symposium sollte ein weites Spektrum diverser philologiewissenschaftlicher Annahmen im intensiven Meinungsaustausch erörtern. Erwartet werden durfte die fruchtbare Annäherung und vielleicht sogar Verbindung mancher bis heute getrennt verlaufender Rezeptionsweisen und zum Teil sogar schon Rezeptionsgeschichten neuerer Philologiemodelle.

Eine solche Zusammenkunft mußte sich nicht rechtfertigen. Wohl fehlte es nicht an Leitfäden und Übersichten zu neueren und neuesten Entwicklungen der Literatur- und Kulturtheorie; aber es fehlte entschieden an der methodisch geleiteten Besinnung auf jenen epistemischen Rahmen, der unsere literaturwissenschaftliche Arbeit begründet und noch immer nach seinem alten, schillernden Namen »Philologie« benannt wird. Während jedes noch so kurzlebige Theoriemodell der neueren Literatur- und Kulturwissenschaften Gegenstand eingehender akademischer und oft genug öffentlich-medialer Auseinandersetzung werden konnte, schien das provokative Potential eines ehemals subversiv-aufklärerisch gefaßten Philologiebegriffs seit langem verbraucht. War die Radikalität der Maximen Richard Benthleys (»Per te sapere aude!«) und Friedrich August Wolfs (»Philologiae, non theologiae!«) nicht längst zur Folie einer mit beamtischer Pedanterie betriebenen Gegenkirche verblaßt? Über die elementaren Dispositionen der Philologie wußten

wir, so mußten wir uns eingestehen, trotz beachtlicher Vorarbeiten noch immer weniger als über die Geschichte der meisten Texte, an denen sie still und selbstvergessen ihr Handwerk verrichtete.

Jetzt war Gelegenheit, zu prüfen, ob etwa die längst offenkundig gewordene Aufspaltung der »Philologie« in zahlreiche methodisch divergierende Konzepte und Praktiken noch einen gemeinsamen Frage- und Forschungshorizont erkennen lasse und – wichtiger noch – ob »die« Philologie auch heute noch imstande sei, theoriebildend zu wirken und sich neben der Vielzahl nicht philologie- und d. h. besonders: nicht textbezogener Methoden und Praktiken zu behaupten. Jetzt war Gelegenheit, zu fragen, ob die zeitgenössische Philologie den dominierenden Moden und Folgekosten des *cultural turns* und seiner neueren Spielarten eine substantielle Antwort entgegenzusetzen habe.

Der vorliegende Band liefert nicht die *Dokumentation* jener Gespräche, die in der Zeit vom 2. bis 4. September 2007 in den gastfreundlichen Räumen des *Internationalen Wissenschaftsforums* der Universität Heidelberg stattfinden konnten, sondern gibt eine Auswahl aus den seinerzeit präsentierten Forschungen, ergänzt um einen Beitrag von Werner Hamacher, der schon in der früheren Vorlesungsreihe zu den nachdrücklichsten Verfechtern der »Philologischen Frage« gezählt hatte. Ihm und den Damen und Herren, die zu diesem Buch beigetragen haben, gilt mein besonderer Dank. Dankbar erinnere ich auch an die Diskutanten im Kolloquium, besonders Michael von Albrecht, Andreas Barth, Albrecht Dihle, Martin Gessmann, Gerrit Kloss, Christoph Leidl, Henning Ritter und Martin Seel. Sie und eine Reihe junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem In- und Ausland haben zu Stil und Charakter der Gespräche wesentlich beigetragen. Ihre Ansichten und Bemerkungen haben die meisten der hier veröffentlichten Beiträge – sei es im Widerspruch, sei es im vertiefenden Nachgang – befruchtet.

Den *spirit* eines vorurteilsfreien Nachdenkens über die philosophische und philologische Methode hat in Heidelberg niemand stärker gefördert als Rüdiger Bubner. 2002, im Todesjahr seines einstigen Lehrstuhlvorgängers Hans-Georg Gadamer, versammelten wir die besten jungen Köpfe zum *Philosophisch-philologischen Kolloquium: »Literatur und Erkenntnis«*. Die für den Sommer 2007 angekündigte Fortsetzung konnte schon nicht mehr stattfinden. Im beschaulichen Heidelberg war Rüdiger Bubner gewiß einer der letz-

ten Vertreter jener oft beschworenen »Republik des Weltgeistes«, die heute das Geschäft der Erinnerungsliteratur, des memorialen Kitsches geworden zu sein scheint. Und wenn sie sich – »jetzt, wo das Fest zuende ist« – noch einmal zeigt, meinen wir nur Prosperos Geister, »dieses Scheines lockren Bau«, zu sehen.

Am Zustandekommen der ersten wie der zweiten Vortrags- und Aufsatzreihe hat meine Assistentin Melanie Möller erheblichen Anteil. Sie verfügt über die seltene Gabe, noch in den ärgsten Wirrungen der Logistik den intellektuellen *skopós*, um dessentwillen alles begonnen wurde, präsent zu halten. Ihre Aufmerksamkeit und die unserer jüngeren Kollegin Joséphine Jacquier machten die Frage nach der Philologischen Frage zu einem Unternehmen, das sich auch in der tagtäglichen Praxis des akademischen Unterrichts rasch gegen die Versuchung der schnellen und alldisponiblen Antworten immunisierte. Ihnen beiden, meinen Lehrstuhlmitarbeitern Claudia Nissle (Skripte, Skripte, Skripte), Matthias Attig, Sven Beller, Jonas Göhler und Martin Stöckinger (Bücher, Bücher, Bücher) sowie dem wachen Urteil unserer letzten Leserin, In-Kyung Hwang, gilt mein herzlicher Dank.

Die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* und die *Stiftung Universität Heidelberg* haben das *Internationale Symposium* großzügig gefördert. Dem *Subrkamp Verlag*, namentlich den *stw*-Lektoren Andreas Gelhard und Eva Gilmer sowie dem Geschäftsführer Thomas Sparr, danke ich für das früh bekundete Interesse und die nachdrückliche Förderung des Buches.

Heidelberg, im März 2009

Jürgen Paul Schwindt

Einleitung

Im Sommersemester 1809 las der frisch ernannte Heidelberger Ordinarius der Philologie August Böckh, dreiundzwanzigjährig, zum ersten Mal über sein Lebensthema, die »Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften«.¹ Er fragte nach dem systematischen Zusammenhang einer Wissenschaft, deren Episteme um die »Erkenntnis des Erkannten« kreisen sollte, und gab der Philologie so die doppelte Frage nach ihrer theoretischen (erkenntniskritischen) und ästhetischen Bestimmung auf. Die Frage nach der Philologischen Frage stellte er nicht. Und vielleicht konnte er sie weniger als andere stellen, weil er sie in seinem Durchgang durch die objektive Phänomenalität der historischen Antike nachdrücklich auf die Sekundarität des kritisch-rekonstruktiven Nachvollzugs vorgängiger Erkenntnisleistungen festgelegt hatte.

Tatsächlich liegt die Tücke der Frage nach der Philologischen Frage augenscheinlich darin, daß sie durch die erstrebte Substantiierung des in Rede stehenden Fragens gerade jene Gegenstandsbezogenheit preiszugeben droht, die für sein Fragen konstitutiv zu sein scheint. Die Frage nach der Philologischen Frage setzt das philologische Fragen aus, um dessen innezuwerden, was das Eigentümliche dieses Fragens ist. Sie tut dies, indem sie sich für einen Augenblick an die Stelle der philologischen Frage(n) setzt und die geräuschlose Kontinuität eines sich nicht selbst in Frage stellenden philologischen Fragens unterbricht. Die Frage nach der Philologischen Frage eröffnet mithin einen Freiraum, einen Ort der Wahrnehmung und Beobachtung, der – und das unterscheidet ihn von den vertrauten Topographien philologischen Fragens – allen möglichen Antworten und mithin gerade auch den Gegenständen der philologischen Verhandlung vorausliegt. Philologisches Fragen kommt für ein Mal in den Stand des *Ante* oder *Prae*; die Böckhsche

1 So ist die 1877 von Ernst Bratuschek aus dem Nachlaß herausgegebene Buchfassung überschrieben (²1886). Im Vorwort berichtet der Herausgeber, daß Böckh, der seine Vorlesung bis 1865 sechsundzwanzigmal wiederholte, »seinen Vorträgen bis an das Ende ein 1809 geschriebenes Heft zu Grunde [legte]. Dasselbe enthält einen in Einem Zuge entworfenen Grundriss seines Systems, den er dann in freier Rede ausführte« (S. III).

Frage – jetzt kehrt sie sich um: wenn sie noch den blinden Fleck ihres Fragens, nämlich das Fragen selbst, in Frage stellt.

Es gehört zu den trivial gewordenen Einsichten der Wissenschaft von der Interpretation literarischer Texte, daß diese sich als partial autonome Einheiten an einem Fluchtpunkt konfigurieren, den sie selbst im Text nicht abbilden, sondern immer nur spiegelnd reflektieren können. Wie Autorschaft und Leserschaft nur *indirekt* zu erschließen sind, so ist auch die textuelle Autonomie etwas, das sich nur in der vielfachen Brechung und Vermittlung durch die heterogenen Bausteine der textlichen Rede einsehen läßt. Warum sollte es der Philologie da anders ergehen? Und schon gar, wenn wir sie nach dem Böckhschen Modell in der Position der natürlichen Verspätung sehen? Wie sollte gerade sie dem *circulus vitiosus* der permanenten Reproduktion, das heißt der Autopoiese der figürlichen Rede der Texte, entgehen können?

Der Freiraum, den die Frage nach der Philologischen Frage eröffnet, ist der Raum, an dem Philologie (wenn denn *sie* es ist, die spricht) solcherlei Zwängen auf eine Zeit entkommen kann, an dem sie sich von den auf ihr lastenden Zuschreibungen »entspannen« (M. Möller) kann, indem sie sich selbst zuerst kommt und sich dort, bei sich selbst, einrichtet – und die Gegenstände, an denen sie sich als Philologie zeigen soll, nur erwartet. Daß sie sich so nur sich selbst aussetzt, hat jedoch seinen Preis. Die Autonomie, die sie in der Selbstkontemplation für einen Moment genießt, ist womöglich damit erkaufte, daß die Frage nach der Philologischen Frage aufhört, selbst noch eine philologische Frage zu sein. Denn liefert sich ein philologisches Fragen, das sich selbst befragt, nicht an ein Außen aus, das sein Fragen in eine zu weite (oder zu enge), jedenfalls inopportune, inkompatible Perspektive rückt? Fällt so Philologie nicht ebendorthin zurück, von wo sie sich zum Ende des 18. Jahrhunderts kaum eben und mit Mühe befreit hatte, in Philosophie und Theologie? War nicht gerade die mit Stolz behauptete enge Bindung an die Welt des Gegenständlichen die Freiheitsurkunde der Philologie? Und erschließt sich der Kern philologischen Fragens nicht am leichtesten *in ipso actu*, im fraglosen Vollzug »philologischer« Tätigkeit? Verstellt Philologie nicht den unbefangenen Blick auf den Gegenstand ihrer Operationen, wenn sie sich eitel selbst, als Frage nach einem Fragen, in Frage stellt? Kurz gesagt: Was ist gewonnen, wenn phänomenologische Plausibilitäten durch die

Unwahrscheinlichkeit eines Fragens ersetzt werden, das sich selber in Frage stellt?

Sehen wir genauer hin: Wenn Philologie sich selbst zuerst kommen soll, kann sie diesen Augenblick der uneingeschränkten Selbstsorge nur um den ›Einsatz‹ gewinnen, daß sie sich selbst aufs Spiel setzt. Die Frage nach der Philologischen Frage gibt zu erkennen, daß die Philologie (wenn denn *sie* es ist, die spricht) ernst gemacht hat mit der *cura sui*, indem sie ihr Fragen und Tun an eine Frage bindet, deren Status als philologische Frage überaus ungewiß ist.

In der Konsequenz dieser Annahme steht am Anfang allen Fragens nach der Philologischen Frage die Reflexion auf die Voraussetzungen und Bedingungen, die Implikationen und Weiterungen, die uns ein solches Fragen zu Bewußtsein bringen mag. Ist die Frage nach der Philologischen Frage schon *die* Philologische Frage? Werner Hamachers eindringliche Analyse (»Für – die Philologie«) bleibt bei den tautegerischen und katastrophischen Momenten einer nur selbstbezüglich gedachten Philologie nicht stehen. Indem sie sich, *pathologisch*, immer einem Abgewandten zuwendet, kann sie zu der »Passion« werden, »anders zu sprechen als das von ihr Angesprochene und immer anders gesprochen zu werden, als sie vermeint«. In der Interpretation zweier »philologischer Dichtungen« René Chars (»La bibliothèque est en feu«) und Paul Celans (»UND WIE DIE GEWALT«) treibt Hamacher an der *philia* der Philologie jenes konstruktive Momentum des »Für« hervor, das Philologie als »Philologie der Antwort« profilieren kann: »Eine philologische Frage ist alles das und genau das, was für das Sprechen und Weitersprechen, für die Sprachen Anderer und für anderes als Sprachen spricht und sie und sich selbst – *ad infinitum* – zur Sprache kommen läßt. Sie ist das Tor ..., das die Sprache passieren läßt«.

Die prekäre Epistemologie der Philologischen Frage ist entschieden kein Phänomen einer reflexiven Spätzeit. Es spricht manches dafür, daß ein Blick nicht auf die geschichtlichen Artikulationen, sondern auf die transhistorischen Substrukturen der Philologie die Sache fördern kann. In dieser Perspektive wären die elementaren Vermögen der Philologie nach ihren hauptsächlichen Bewegungsrichtungen zu untersuchen. Eine solche Kinetik (»Bewegungslehre«) oder Physiologie der Philologie wird man schwerlich aus den Metadiskursen philologischer Wissenschaft erschließen können, sondern aus den (wie immer vermittelten) Gegenständen philo-

logischer Verhandlung selbst, den Texten, ableiten müssen. Die literarischen Figurationen philologischen Fragens (etwa ›Jagen‹ und ›Sammeln‹, ›Sichten‹ und ›Ordnen‹, ›Erfinden‹ und ›Stauen‹) würden zurückgelesen auf die modernen Projektionen dessen, was die philologische *retractatio* eines Textes zu sein habe. So ließe sich in enger Fühlungnahme mit den Gegenständen der Philologie ein kohärenter Verweisungszusammenhang jener nicht elementar vernunfthaften Gestaltungsweisen und Lebensformen plausibilisieren, die den Unterbau philologischer Arbeit bilden. Daß die voll ausgebildete Philologie diese praerationalen Bewegungsleistungen (die übrigens aktuell immer neu erbracht werden müssen) nicht oder zu selten zur Kenntnis nimmt, kann ihren Ausschluß aus der wissenschaftlichen Betrachtung wohl erklären, nicht aber rechtfertigen. Auf dem Wege, den zuletzt Hans Ulrich Gumbrecht,² Pascale Hummel³ und Thomas Steinfeld,⁴ aus je verschiedener Richtung, aufgenommen haben, ist also fortzufahren, nicht indem die Philologie auf den historischen Prüfstand zu kommen hätte, sondern indem sie aus ihren verleugneten Anfängen heraus gedacht wird.

Kaum zufällig begegnet uns die Philologie in der alteuropäischen Tradition schon auf ihrer frühesten Stufe zuerst in der »schönen Literatur« – und hier nicht als Deutungsakt unter Deutungsakten, sondern an exponiertester Stelle: an einem dramatischen Wendepunkt der epischen Darstellung, wo die beiden großen Erzählstränge ›Heimkehr‹ und ›Rache‹ für einmal wie in einem Brennglas zusammenschießen, im Traum der Penelope in Homers *Odysee* (Hg., »Traumtext und Hypokrise. Die Philologie des Odysseus«). Es ist ein Traum, in dem – merkwürdig genug – dessen eigene Deutung mit erscheint. Das Geträumte pocht auf seine Wahrheit und legt sich selbst als solche aus. Es ist ein Traum, der seiner Deutung zuvorkommt, indem er sie selbst besorgt. Das trauminterne Schauspiel des geträumten Heimkehrers gibt das Drama der Philologie, die ihre literarische (und szientifische?) Form schon gewonnen hat, lange bevor die Agenten des *Post* sie sei es bestätigen, sei es dementieren können. Und weil die sich selbst vorgehende und vorstehende Philologie so für sich selbst sorgt, gerät der Philologe in die Rolle des Antworters (*hypokrités*). Indem es – in der Homerischen

2 *Die Macht der Philologie*, Frankfurt/M. 2003.

3 *Philologus auctor. Le philologue et son œuvre*, Bern u. a. 2003.

4 *Der leidenschaftliche Buchhalter. Philologie als Lebensform*, München, Wien 2004.

Urszene – jedoch *sein* Schicksal ist, das in dem von ihm zu deutenden Text verhandelt wird, verfällt sein Deuten in jenes eigentümliche Zwischen der Hypokrisie, das den Status der Philologie als Wissenschaft: das Drama der Philologie zwischen Selbstsorge und Für-Sorge, bis heute kennzeichnet.

Die Bühne, auf der dieses Drama gegeben wird, ist das *theatrum mundi*. Die Wissenschaft von diesem Theater ist die philologische Epistemologie. Diese findet in den Modellen der Sozial- und Naturwissenschaft reiche Anregung. Isabella Tardin Cardoso beschreibt die Philologie als ein Theater, das, noch bevor es die Welt verstehen kann, diese nach allen Regeln der inszenierenden Kunst erschafft (»*Theatrum mundi*: Philologie und Nachahmung«). Die Modi der Welterschöpfung sind die Simulation, das Experiment und die *mise-en-scène*. Gerade der Kernbereich philologischer Arbeit, die wissenschaftliche Textkritik, kommt ohne das konstitutive ›Als ob‹ der »divinatorischen« Rekonstruktion nicht aus. Unausweichlich ist die Einsicht in die fundierende Funktion des Poietischen in einer Wissenschaft, deren Objektivität ebendarin zu liegen scheint, daß sie die Gegenstände ihrer Fürsorge immer neu erfinden, praeparieren und vor sich hinstellen muß, um sie »philologisch« behandeln zu können.

Die Einsicht in die Fährnisse und Unwägbarkeiten der literarischen Sprache und ihrer methodisch geleiteten Deutung ist bekanntlich nicht erst eine Leistung der Moderne oder Postmoderne. Die großen literarischen und weltanschaulichen Bewegungen der *Ersten* und *Zweiten Sophistik* praefigurieren in wesentlichen Punkten noch unser heutiges Wissen um den Status des Sprachhandelns wie des literarischen Urteils. Thomas Schirren liest die Fragmente der Sprachlehre des Protagoras als Gründungsdokumente der Sprechakttheorie (»Sophistik und Philologie: Hat das Subversive auch Methode?«). Schon mit der Rede von den »Fundamenten der Rede« gab der Sophist sein Wissen um den wechselvollen Charakter und die Unruhe des Sprechhandelns zu erkennen. Philologie kann den vielfältigen Strategien der Subversion, den dekontextualisierenden Interpretationen der frühen Sophisten wie den werkimmanenten Täuschemanövern der *Zweiten Sophistik*, dadurch begegnen, daß sie sich, in der Weise des »blinden Passagiers« verstehend und genießend, auf der Höhe der Sprachkunst der zu deutenden Texte zeigt und sich so immer neue Quellen tätiger Kunsterfahrung erschließt.

Von der eigentümlichen Verstrickung des Philologischen Standpunktes in die Domänen des Gegenstandes der Beobachtung zeugt auch die nähere Untersuchung jenes Bezirks der Literatur, der der Philologie wohl nähersteht als alle anderen antiken Gattungen: der Rhetorik. Was beide »Wissenschaften« verbindet, ist, so die These von Melanie Möller, ihre innere Disposition als Instanzen der Aufmerksamkeitsverteilung (»Rhetorik und Philologie. Fußnoten zu einer Theorie der Aufmerksamkeit«). Rhetorik und Philologie sind Ökonomien der Aufmerksamkeit. Rhetorische und philologische Fragen haben mit dem Auf- und Abbau von Spannungen zu tun, die als nur rationale Organisationsleistungen nicht hinreichend beschrieben sind. Während sich freilich die Redekunst in allen ihren Arbeitsschritten, von der Themenfeststellung bis zur Präsentation des Vortrags, den Zeiten und Umständen des Gegenstandes der Verhandlung anbequemen muß, kann Philologie ihren eigenen Zeitrhythmen folgen. Es gehört zu den strukturellen Besonderheiten dieser Idiorhythmie, daß sie in den rhetorischen Texten genau jene Leerstellen besetzen kann, die sich dort »an den Abgründen zeitspannungslosen Aufmerkens auf tun«. Nicht nur erscheint so die Philologie in der rhetorischen *mise-en-abyme*. Die *Philologie* ist es, die uns auf dieses abgründige Verweisungsverhältnis allererst aufmerken läßt.

Wenn die Philologie dasjenige Institut ist, das Wahrheitsansprüche nur auf dem schillernden Umwege der Selbsterkenntnis in den Texten, der theatralischen Verstellung, der blind-sehenden Zeugenschaft, der Spiegelung und Transposition epistemischer Einstellungen verhandelt, dann muß die Frage nach ihrem Verhältnis zur Philosophie neu gestellt werden. Und so fragt Gerhard Poppenberg nach der eigentümlichen Erkenntnisweise der Literatur: »Die Frage nach dem möglichen Verhältnis von Dichtung und Wahrheit ist vielleicht die Grundfrage der Philologie« (»Vom Pathos zum Logos. Überlegungen zu einer Theorie figurativer Erkenntnis«). In Auseinandersetzung mit Aristoteles' Rhetorik und Dialektik einerseits, Lacans und Heideggers Sprachphilosophie andererseits entwickelt Poppenberg die Grundlinien »einer Theorie figurativer Erkenntnis«. Das System der Rhetorik wird als Instanz der Abwehr erkennbar, die sich gegen die Wahrheit der in ihr verhandelten Figuren verschließt. Die Psychoanalyse und Heideggers Daseinsphilosophie kehren das Verhältnis scheinbar um, wenn ein Pathos oder eine Ge-

stimmtheit zum Grund des Denkens werden. Dagegen gilt es, »die Möglichkeit einer doppelten Wahrheit in den Blick zu nehmen, deren eine *secundum rationem*, also begrifflich, und deren andere *secundum spiritum*, also figurativ, zu konzipieren ist«. Der poetische Satz erschließt sich am reinsten in der heterologischen und allotrischen Form der absoluten Metapher. Wie sehr Aristoteles unseren Blick auf die genuine Erkenntnisweise pathematischen Sprechens verstellt hat, erhellt aus der Beschäftigung mit Heideggers Vorlesung *Grundbegriffe der aristotelischen Philosophie* (1924), worin Rhetorik als »Hermeneutik des Daseins« bestimmt wird. Am Grunde dieser »Patho-Logik« liegt vermutlich der *phóbos* als die Angst vor dem Ungestalteten der Affekte, die erst in der *Figur* jene tropisch-metabolische Form finden, die das Uneigentliche nicht, indem es auf das Eine des Eigentlichen reduziert wird, zum Verschwinden bringt, sondern in der Form der figurativen Erkenntnis bewahrt.

Will die Philologie über dem prinzipiell unabschließbaren Unternehmen ihrer theoretischen Selbstaufklärung nicht ihre praktische Bestimmung preisgeben, muß sie sich zur Praxis in ein Verhältnis setzen, das ihr – bei Wahrung ihrer theoretischen Dignität – ein leidliches Funktionieren erlaubt: Friedrich Schlegel, Böckh und Nietzsche sind die modernen Kronzeugen für die *skeptische* Façon der Philologie. Ausgehend von Beobachtungen Schlegels (z. T. noch unpubliziert) und Nietzsches (»Philologie ist *Ephexis* in der Interpretation«) rekonstruiert Christian Benne (»Philologie und Skepsis«) die Geschichte einer Fragment gebliebenen skeptischen Philosophie der Philologie, die den Naivitäts- und Nihilismusverdacht dadurch abwehren kann, daß sie vor allem in Nietzsches Entwurf die Form einer kunstmäßigen, experimentellen Skepsis gewinnt. Sichtbar werden die Konturen einer, so Benne, »artistischen Wissenschaft, die unter dem Vorzeichen von Kunst die Reflexion nicht verrät«. Was die Artistenphilologie von der Philosophie unterscheidet, ist der Maßstab der *media vita*, an der sie sich – experimentell – als Erkenntnisform profiliert.

Auch Thomas Steinfelds Überlegungen kreisen um die Bestimmung jenes konstruktiven Moments der Philologie, ohne das sie sei es in die fruchtlose Affirmation des Bestehenden, sei es in sture Skepsis verfällt (»Skepsis. Über August Böckh, die Wissenschaft von der unendlichen Approximation und das Glück der mangelnden Vollendung«). August Böckhs Gedanke, wonach die Philologie

als »eine unendliche Aufgabe für Approximation« erscheine, birgt, so Steinfeld, solange sie als »Speculation« auf einen Wahrheitsbegriff bezogen bleibt, ein Moment von negativer Theologie. Indem sie sich aus den Fesseln der Theologie und Philosophie befreite, gab die Philologie ihre (gegen)theologischen und philosophischen Antriebe gleichwohl nicht preis. Noch in manchen methodologischen Kontroversen der Gegenwart reproduziert die Philologie, statt das »Glück der mangelnden Vollendung« zu genießen, den alten Streit um die »cognitio cogniti« zwischen historischem Fremdverstehen und emphatischer Selbsterkenntnis.

Welches aber ist die systematische Stelle, die den Auseinandersetzungen um die Interpretation literarischer Texte in der Philologie zukommt? Den Interpretationskonflikten liegt, so Christoph König, »eine Logik zugrunde, die für das Werk selbst von Aufschluß sein kann« (»Rilkes Leser – Zur Theorie und Kritik von Interpretationskonflikten im Gedichtzyklus *Die Sonette an Orpheus*«). Die akribische Untersuchung der sogenannten »Autorinterpretationskulturen«, d. h. der Selbstkommentierung der Werke, kann von Fall zu Fall den Nachweis erbringen, daß, wo philosophische, theologische, psychoanalytische, historistische und tropische Methode ihre eigenen Theoreme aufzufinden gehofft hatten, »Abstraktionsfallen« gestellt sind, die den Interpreten in einer Sicherheit wiegen, die weder durch die »rationale Argumentation« noch durch die »idiomatische Sprachlichkeit« der Texte gedeckt ist. Wenn Wissenschaftsgeschichte und Rezeptionsforschung aufhören, die Logik der in ihnen aufgezeigten Konflikte auf den »Sinn« der literarischen Werke zu beziehen, unterschätzen sie (wie an zwei Gedichten Rilkes gezeigt wird) eine der vornehmsten Leistungen reflexiver Dichtung: ihre philologische Selbstprädikation.

Von der geradezu zerstörerischen Wirkung der Abstraktion in der Beurteilung der Kunst zeugen – nach Karl Heinz Bohrer – die Interpretationen gerade einiger der einflußreichsten Vertreter der modernen Geisteswissenschaften (»Behaupten und Zeigen«). Hegels geschichtsphilosophische Verzeichnung der attischen Tragödie, Freuds realidentifikatorische Beschwichtigung des Phantastischen, Benjamins Neigung zur methodologischen Reduktion der Kunstwerke auf zuhandene sozial- und geschichtswissenschaftliche Kategorien, Heideggers oft genug willkürliche Vereindeutigung des Mehrdeutigen sind das phantasievolle, dabei gewaltsame Vorspiel

einer heute virulenten kulturwissenschaftlichen Praxis, die das »Behaupten« an die Stelle des »Zeigens« gesetzt hat. Auch Hans Robert Jauss, Stephen Greenblatts und Michel Foucaults Interpretationen zu Baudelaire, Shakespeare und Velázquez können dem Verdacht nicht entkommen, daß hier die Brillanz einer selbst sich feiernden usurpatorischen Phantasie durch empfindliche Einbußen in der philologischen, literatur- und kunstwissenschaftlichen Adaequanz erkaufte ist.

Vergessen scheint die beinahe verwegene Kühnheit, mit der Erich Auerbach den Gegenstand der Philologie als »die Geschichte der zum Selbstaussdruck gelangten Menschheit« bestimmte. Auerbachs antitranszendente, anthropozentrische »philologische Philosophie oder philosophische Philologie« praefiguriert, so Hans Ulrich Gumbrecht, in manchen Punkten die epistemische Situation der heutigen *Arts and Humanities* (»Was Erich Auerbach für eine ›Philologische Frage‹ hielt«). Längst ist an die Stelle des historistischen, auf Abstraktion und Totalisierung ausgehenden Chronotops das drängende Bewußtsein einer Gegenwart getreten, die die Vergangenheit nicht mehr distanzieren und die Zukunft nicht mehr prognostisch bemeistern kann. Die neue Attraktivität des in Auerbachs »Philologischem Fragen« scharf konturierten existentialistischen Paradigmas gründet nach Gumbrecht in der unter den Bedingungen einer stagnierenden Gegenwart gebotenen »Konzentration auf individuelle und zugleich verallgemeinerbare Situationen«. So reminiszieren die gegenwärtige Philologie gerade in der Beschränkung auf den »eher statischen Gestus der historischen Sinn- und Formgebung« Auerbachs dramatische Weltphilologie.

Gumbrechts Gewährsmann für das neue Faszinationspotential des Existentialismus war im September 2007 Friedrich Kittler. Kittler auch war es vorbehalten, auf jener Tagung als letzter das Wort zu ergreifen; und da er es in charakteristischer, prosodisch nuancierter Weise tat, stehe sein abschließender Vortrag hier in der Form, die sein buchstabeninniger »Adaptor« ihm in der festlichen Gestimmtheit jenes Morgens »zugesagt« haben mag (»Philologische und Homerische Frage«). Von traditionellen Philologiekonzepten steht Kittler zweifellos weit entfernt. Gerade deshalb muß uns sein emphatischer Aufruf zur Rückbesinnung auf das »Wunder«, daß Musen, daß Texte sind, sehr nachdenklich stimmen. Hat die Philologie – so Kittlers Frage – über dem ›Was‹ das ›Daß‹ versäumt? Der

Berliner Medientheoretiker entführt uns in gelehrt-inventorischer Reise zu jenem transitorischen Kometenglühen der Anfänge alteuropäischer »Aufschreibesysteme«, als aus Buchstaben erst Literatur, dann Mathematik, dann Musik entstanden seien. Und empfiehlt uns – in pointierter Umkehrung einer bekannten *Odyssee*-Stelle – das Zauberkraut des »flaumig jungen, technisch hochbegabten Gotts«, des Hermes, uns gegen die Entzauberung und »Idiotie« der akademischen Welt zu immunisieren. Sein mitreißendes »Fiat philologia!« verleiht der Wissenschaft eine existentielle Prägnanz, die noch Creuzer und Günderrode: er mit seinen Träumen, sie mit ihrem Leben, bezahlt hatten. Kittlers unausgesprochene Losung hält noch jetzt vernehmlich in den Ohren derer, die die Hoffnung nicht aufgegeben haben, daß Philologie so lange nicht verstumme, wie die Fragen, die sie uns aufgibt, »unsere« Fragen sind.